

III.

Die Székler.

(Aus dem Ungarischen des **Karl Molnár** von **Emerich Kövi**.)

Lieber Leser! Als ich meiner Abhandlung, die von der Hand voll Leute spricht, welche zwischen den südlichen und südöstlichen Ausläufern unseres Gebirgssystemes der Karpathen seit ohngefähr anderthalbtausend Jahren wohnen, zu schreiben begann: gelangte ich zur Ueberzeugung, dass sie, namentlich der ethnographische Theil derselben, worin einzelne Volksgebräuche, die Ausflüsse von Jahrhunderten, geschildert sind, bei all denen, — die zur Beurtheilung des gegenwärtigen Standes des Volkes und zum richtigen Verständniss desselben auch die in seiner Entwicklungsgeschichte vorgekommenen eigenthümlichen Institutionen und die Verhältnisse des Wohnortes in Betracht ziehen, — nur dann Interesse erwecken wird, wenn ich vom Széklerland und dessen alten eigenthümlichen Institutionen wenigstens eine kurze Skizze mittheile. Dass während der Entwicklung der Staaten in Europa diese Hand voll Leute Siebenbürgen erhalten konnten und auch bis zur Union nicht ein von Ungarn erobertes, sondern ein freies Bruderland Ungarns war, liegt meiner Ansicht nach in den uralten Institutionen des Volkes und in den orographischen Verhältnissen seines Landes. Demzufolge kann ich nichts Anderes thun, als nach kurzer Skizzirung der Orographie des Széklerlandes Daten aus der Vergangenheit und Gegenwart anführen, auf Grund deren sich der g. Leser ein Bild von den Székclern selbst entwerfen möge.

I. Das Széklerland.

Nicht das ganze Land, wo Székler wohnen, heisst „Széklerland.“ Székler wohnen auch an den Ufern des Aranyos (spr. Aranjosch) und in dem Burzenland (Bárczaság) (Széklerland im Komitate Brassó), aber das wahre,

eigentliche Széklerland war ein von Natur aus abgeschlossenes Ganzes, woher die Einwohner nach den erwähnten Orten nur durch Kolonisirung gelangten. Dieses von Natur aus abgeschlossene Ganze wird auch heute noch im engern Sinne des Wortes „Széklerland“ genannt. Werfen wir einen Blick auf die Landkarte des ungarischen Königreichs und bestimmen wir auf dieser das Szeklerland.

Vom östlichen Theil und der südöstlichen Umbiegung der Karpathen erstreckt sich westlich, resp. nordwestlich mit ihnen parallel eine ausgebreitete Trachyt-Bergkette, die den Namen „Hargita“ führt. Diese hat viele kleine östliche und westliche Zweige; nördlich verläuft sie im Thale der Maros (Marosch) südöstlich in der Ebene von Kronstadt. Ohngefähr in der Mitte steht sie durch einen östlichen Zweig mit den Karpathen in Verbindung, der die Wasserscheide zwischen der Aluta und Maros bildet. Die Hargita ist reich an Quellen und entsendet viele wasserreiche Bäche gen Westen und Osten. Zwischen der Hargita und den Karpathen befindet sich ein doppeltes Becken: das nördliche, worin die Maros von Süden nach Norden fließt, heisst das Gyergyóer (spr. Djerdjóer) und das südliche, welches die Aluta durchschneidet, Csíker (spr. Tschieker) Becken. Die nördlich fließende Maros nimmt beim nördlichen Ausläufer der Hargita einen südwestlichen Lauf und verlässt das Széklerland. Die nach Süden eilende Aluta wird von der Südspitze der Hargita gezwungen, nördlich und dann ebenfalls südwestlich zu fließen. Im südlichen Theil des Csíker Beckens durchbricht sie die Hargita und tritt in das Háromszéker Becken, wo sie die Feketeügy (spr. Feketeüdj) aufnimmt, den Hauptfluss des Háromszéker Beckens.

Jedes dieser drei Becken ist einerseits durch die Hargita, andererseits durch die Karpathen begrenzt, letztere gestatten bloß durch die Engpässe von Tölgyes (Töldjesch), Gyimes (spr. Gimesch), Ojtoz (Oitos) und Bodza den Eintritt in das Széklerland. An der Westseite der Hargita sind die Gebirgszweige und Flüsse noch zahlreicher. Im Norden sind die Wasser Görgény und Nyárad; in der Mitte die Kl. und Gr. Kockel mit vielen Nebenflüssen und Thälern von wechselnder Breite; im Süden die Kl. und Gr. Homoród und endlich der Bach Vargyas (Wardjasch). Alle diese fließen westlich und vereinigen sich mit der Aluta oder Maros, die sich, indem sie die Hargita umfließen, an deren Westrande einander bedeutend nähern. Der östliche, westliche und südliche Abhang

der Hargita mit den zugehörigen Thälern bilden das Széklerland. Diese drei Becken bewohnen die Székler bis an die Grenze; im Westen die Thäler Nyárád, Kl. Kockel bis N. Kend, Gr. Kockel bis Héjasfalva, die beiden Homoród-Thäler bis Bene und Kacza und das ganze Vargyas-Thal. Mit der westlichen Krümmung der Maros verlässt sie zwar das Széklerland, aber oberhalb Maros-Vásárhely (spr. Marosch-Wáschárhely) tritt sie mit ihrer südwestlichen Krümmung wieder ein und während sie diesen westlichen Winkel des Széklerlandes durchschneidet, verlässt sie es bei der Mündung der Nyárád ganz. Auch hieraus ist ersichtlich, dass das Széklerland ein einheitliches Land ist; hiezu macht es die in der Mitte sich durchziehende Hargita, von der im Rücken geschützt sich die Bewohner leichter vertheidigen konnten. Wenn der Feind sie drängte, zogen sie hierauf in ihre Felsenburgen; im Frieden liessen sie sich hinab in die Thäler und Becken.

Die Hargita ist auch heutzutage noch mit Urwald bedeckt. Das Háromszéker und Csíker Becken und die westlichen Thäler, fleissig bebaut, liefern dem Volke Getreide zur Genüge, ja sogar der Weinstock gedeiht an den Ufern der Nyárád und Maros. Das Gyergyóer Becken ist der rauheste Theil des Széklerlandes. Noch etwas ist im Széklerlande erwähnenswerth, was sich auf die Vertheidigung der Vorfahren der Székler bezieht, nämlich: bei jeder geeigneten Thalmündung sind Burgruinen, die ebenfalls die Hargita umgürten.

Das Széklerland war in Stühle (Stuhlbezirke) eingetheilt, sie hiessen: Csíkszék, Háromszék, Udvarhelyszék und Marossszék (Maroschszék). Gegenwärtig sind dieselben in Komitate umgewandelt worden.

2. Die Vorältern der Székler und einige Institutionen jener.

Aus dem Wirrwar der Völkerwanderung, welche vor ohngefähr anderthalb tausend Jahren die Ruhe Europas störte, sonderte sich ein Volk ab, welches besonders zufolge seiner kriegerischen und staatlichen Organisation und der orographischen Verhältnisse seines erwählten Landes vom Untergange gerettet wurde.

Der Ursprung des Székler Volkes beschreiben die glaubwürdigsten Chronisten und Geschichtsforscher folgendermaassen: Beim Verfall des grossen Hunnenreiches sonderten sich nach der Schlacht bei Sicambria 3000 von den übrigen ab und kehrten nicht mit den Hunnen des

Csaba (Tschaba) nach Osten zurück, sondern zogen in die Berge von Siebenbürgen. Sie liessen sich auf dem Hagita-Gebirge nieder, wo sie sich zu erhalten wussten und den Namen wechselten. Die Hargita und die Umgebung waren damals mit unbewohnbarem Walde bedeckt. Ihr rauhes Land beneideten ihnen die Nachbarn nicht und so konnten sie lange Zeit ungestört dahinleben, sich mit Burgen umgeben und ihre inneren Angelegenheiten ordnen. Sobald sie sich vermehrten, machten sie thalabwärts immer mehr Eroberungen und liessen ihren Nachkommen die ganze Umgebung der Hargita als Erbe, das auch diese gegen spätere Angriffe vertheidigten.

Glaubwürdig erscheint auch, dass die Urszékler ihren Kriegermuth verloren, da nur wenige ihrer waren und desshalb auch keine Eroberungen zu machen wünschten. So liess man auch sie ungeschoren, was viel dazu beitrug, dass dieses kleine Ueberbleibsel der damals so gehassten Hunnen sich erhalten konnte. Als später Karl der Grosse die Macht der eingefallenen Avaren brach, — erzählt Huszti — so wanderten viele derselben zu den Székclern, welche hiedurch Verstärkung erhielten.

Da der Székler nur wenige warer, hielten sie zusammen, organisirten sich im Innern und legten den Grund zu ihrer demokratischen Verfassung, die sie später so gross machte. Sie wählten einen Anführer, der im Frieden ihr geistliches Oberhaupt, ihr Schiedsrichter, im Kriege, ihr Oberfeldherr war. Er führte den Namen „Hauptrabonban.“ Er publizirte die Gesetze, führte sie durch und rief das Volk unter die Waffen. Der Hauptrabonban residierte in Székely-Udvarhely (spr. Székej-Udwarhelj), im Thale der Gr. Kockel in der Festung „Budvár.“ (Nach der Chronik baute diese Burg noch zu Lebzeiten Attilas der Anführer Buda.) Unter dem Hauptrabonban standen 6 Grossrabonbane, unter diesen andere Beamten, deren Wirkungskreis kleiner war, und die für die Vollstreckung der Gesetze dem Hauptrabonban verantwortlich waren.

In die Schlacht zogen Alle unter Anführung ihrer Vorgesetzten. Die Grossrabonbane waren die Gehülfen und Berather des Hauptrabonbans. Der Hauptrabonban musste jährlich am Fusse der Budvár eine Volksversammlung abhalten: hier brachten sie ihre Gesetze und verkündigten sie. Wenn ein Religionsgesetz gebracht wurde, so trat dieses erst nach dem dargebrachten Opfer des Hauptrabonbans in Wirkung. Auf diesen Versammlungen

ordneten sie ihre grösseren Angelegenheiten; hier verurtheilten sie die Verbrecher und die Uebertreter des Gesetzes.

So organisirt erhielten sie Kunde von der Annäherung der Ungarn, als Zandirhám (Sandirhám) ihr Haupt-
rabanban war.

Zandirhám schickte Abgeordnete dem Árpád entgegen; bei der Eroberung von Pannonia leistete er ihm Hülfe und schloss mit ihm einen Vertrag. Der mit Árpád geschlossene Vertrag*) bestand aus folgenden sechs Punkten:

1) Die Macht in Ungarn gebühre nur den männlichen Nachkommen Árpád's.

2) Das Land, welches Jemand mit eigener Hand erwirbt, sei sein Eigenthum; was gemeinsam erworben wird, werde gerecht vertheilt.

3) Die Landesangelegenheiten sollen mit Einverständnis des Volkes geleitet werden.

4) Wer den dem Fürsten geleisteten Schwur bricht, verliere den Kopf und das Vermögen vor dem Opfer des Hauptrabanbans; wer aber gegen die Würde des Hauptrabanbans sündigt, dem werde Feuer und Wasser entzogen, d. h. er werde verbannt.

5) Wenn Einer von den Gross- oder Kleinrabanbanen oder den Beamten der Nation Schaden zuzufügen sollte, der ver falle dem Urtheil des Hauptrabanbans, der aus dem Geschlechte der Apolt zu wählen ist.

6) Wer zum Opfer des Hauptrabanbans nicht erscheint, werde in Stücke gehauen.

Als die Abgeordneten diesen Vertrag in Stein gehauen schlossen, berief Zandirhám eine Volksversammlung, die ihn mit Freuden annahm. Zandirhám opferte und hierauf feierte man ein grosses Fest. Hernach schritten die Ungarn mit Hülfe der Székler zur Eroberung von Pannonia. Diese Gesetze mochten im Jahr 889 gebracht worden sein. Auf Grund derselben entwickelte sich später die Verfassung des Székler Volkes, kraft welcher jeder Székler gleichmässig Kriegsdienst leistete, gleiche Rechte genoss und ausser der Ochsensteuer, die er am Namens-
tage des Königs zu leisten hatte, von jeder andern Steuer befreit war.

Die Krieger der Székler zerfielen in zwei Kategorien, nämlich: in die loufeu (lófö = Pferdekopf = Reiter) und die giahrlag (gyalog, spr. djalog = Infan-

*) Dieser Vertrag und noch einige Daten entnahm ich aus dem ausführlichen 6 Bände starken Werke des Br. Orbán: „Beschreibung des Széklerlandes.“

teristen). Auch heutzutage gebraucht man den Ausdruck „Lőő-székely“ d. h. berittener Székler. Jeder Krieger musste sich selber ausrüsten, der Reiter auch mit dem Pferde.

Auch Árpád bekräftigte auf einem Landtage diese Institutionen der Székler, er anerkannte, dass sie insgesamt Adelige seien und dass sie Niemand zu Unterthanen machen dürfe. Ihre Verträge und Privilegien bekräftigte später auch Stefan d. H. und fügte hinzu, dass sie das Vaterland gegen Osten zu vertheidigen und am Hofe des Königs 100 Ritter zu halten haben. Als sie wegen Beibehaltung des Glaubens ihrer Ahnen revoltirten, hob Béla I. das Amt des Haupttrabonbans betreffs der priesterlichen Funktion auf und ernannte einen Gespan (Grafen) an dessen Stelle, der später auch über die Sachsen gesetzt war. Als später auch in Ungarn die adelige Kaste sich entwickelte, erhielten auch die Székler wegen Auszeichnung im Kriege den Adel, aber erst 1409 wurde die privilegierte Klasse mit sehr beschränkten Rechten anerkannt. Bis zur Schlacht von Mohács konnte sich indessen die adelige Klasse nicht entwickeln. Nach dieser Schlacht riss sich Siebenbürgen von Ungarn los und eingeborne Fürsten nahmen den Grafentitel an. Auch unter diesen wachten die Székler über ihre uralten Institutionen nicht nur den Adeligen, sondern auch selbst den Fürsten, gegenüber als sie zur Restituirung ihrer angegriffenen Rechte gegen Johann Sigismund zu den Waffen griffen. 1562 besiegt, wurden sie zu Unterthanen gemacht, zugleich wurde beschlossen, dass auch der Székler im Falle des Treubruches seinen Besitz verliere. Da also demzufolge auch der Besitz der Székler konfiszirbar war, begann sich der Adel auf Kosten der demokratischen Institutionen zufolge Schenkungen zu entwickeln. Durch ihn wuchs auch die Anzahl der Unterthanen, die sich dem Kriegsdienste entzogen, wodurch sich die vierte Klasse, die der Unterthanen, entwickelte, die man aber nicht zu den Székclern rechnete. Auch unter den Fürsten genossen sie ihre Rechte, sie erhielten sogar das Privilegium, dass man einen Székler ohne Verurtheilung nicht gefangen nehmen durfte und auch nur unter den Székclern gewählte Richter über ihn urtheilen konnten, nicht aber die Komitats- oder Stuhlrichter (Waida). Erwähnenswerth ist das Erbschaftsgesetz der Székler, laut welchem, wenn Jemand zum Verlaste seines Besitzes verurtheilt wurde und er keine Verwandten hatte, sein nächster Nachbar ihn beerbte. Wenn

in der Familie Söhne und Töchter waren, so erbte der Sohn das Vermögen, die Tochter bekam eine Mitgift; wenn nur Eine Tochter war, so erbte sie wie ein Sohn (Mädchen-Sohn). Wenn nach einem solchen Mädchen-Sohn Söhne und Töchter blieben, so erbten diese zu gleichen Theilen, denn die Töchter besaßen gleiches Recht mit den Söhnen.

Das eben erwähnte Erbschaftsgesetz bestätigte noch Georg Rákóczy im Jahr 1636. Dieses Gesetz und ferner die Beschränkung, dass der Székler seinen Besitz nicht verkaufen konnte, hatte zur Folge, dass der Székler-Besitz nicht in fremde Hände gelangen und kein Fremder unter ihnen sich niederlassen konnte. In Kriegszeiten griffen alle zu den Waffen; der Adelige mit 4—5 Reitern, der Infanterist mit Gewehr. Wenn der Adelige (lófő) arm war, so zog er mit den Infanteristen aus. Wenn der Krieg nicht länger als einen Monat dauerte, so bekam er gar keinen Sold; diese Verpflichtung war so lästig, dass viele lieber Unterthanen wurden, nur um nicht Kriegsdienste leisten zu müssen. Dies nahm derart zu, dass Rákóczy ein Gesetz gegen den Uebertritt zu den Unterthanen bringen musste.

Die prozesssüchtige Natur ist beim Székler stark entwickelt, was sich vielleicht daher erklären lässt, dass auch unter den Königen ihnen gestattet war, selbst den kleinsten Prozess direkt vor den König zu bringen.

Nach dem National-Fürstenthum kamen die Székler wieder unter Könige, unter denen sie nach und nach ihre Privilegien verloren, wogegen sie zwar protestirten, zuweilen mit Waffen in der Hand, aber besiegt (1764), wurde ihnen das militärische Grenzwache-System und die Drittel-Steuer aufgezwungen. — 1848 endlich wurden sie den Ungarn gleich gestellt.

Auch aus dieser kurzen Skizze kann der geehrte Leser erschen, dass das Székler Volk eine eigene geschichtliche Vergangenheit hat. Seine Institutionen waren demokratisch, die es auch gegen die Fürsten mit seinem Blute vertheidigte. Sein Land überliess es keinem Fremden: dem Feind gegenüber traten alle unter die Waffen, so lange sie selbst auf den Volksversammlungen ihre Angelegenheiten ordnen konnten. Betrachten wir nun die Székler der Gegenwart. Was erben sie von ihren Ahnen, in wiefern rechnen sie mit den Umständen und wie ordnen sie ihre Angelegenheiten in der heutigen Welt?

3. Charakterisirung der Székler.

Auf dem erwähnten Gebiete wohnen ungefähr 450.000 Székler. Ausserdem wohnen ihrer viele in der Moldau und Walachei. Einige Monographen beschreiben die Székler als grosse, schlanke Leute, was jedoch nicht zutrifft, denn z. B.: die Einwohner der Csíker und Háromszéker Gespanschaft sind mehr mittlerer Statur, unter denen der Komitate Udvarhely und Maros haben auch nur einige Dörfer grosse Leute aufzuweisen, die übrigen sind auch nur mittelgross. Ihr Körper ist muskulös, gedrungen, aber im Ganzen genommen beginnt er zeitlich abzunehmen und unter der Last der Arbeit einzuschrumpfen. Die Ursache hievon liegt hauptsächlich in der Nahrung, die der schweren Arbeit nicht angemessen; dabei ist der Székler von Jugend auf an fleissiges Arbeiten angewiesen, um leben zu können. Wenn indessen die Noth in geringerem Grade an ihn herantritt, so fröhnt er auch, wie die Angehörigen jeder andern Nation, der Bequemlichkeit, zu der jedoch womöglich wenige gelangen, da die meisten Ackerbau treiben, der sie kaum mit dem Alltäglichen versieht. Seine geistige Thätigkeit äussert sich als natürlicher Verstand, oft als Witz und in Erklärungen durch Sprüchwörter. In seiner Jugend ist er gelehrig und hat Neigung zum Lernen; wenn er aber jahraus jahrein an eine gewisse Arbeit sich gewöhnt, lässt er sich schwer überzeugen, dass man diese zu geeigneter Zeit mit weniger Kraftanwendung und vielleicht besser hätte vollenden können. Sich selbst traut er mehr, als einem Andern. Unterhaltende Lektür ist ihm angenehm, aber ernsthafteres Studium, von dem er keinen materiellen Nutzen absieht, oder wodurch er wenigstens vor seinen Mitmenschen keinen Ruhm erwirbt, behagt ihm nicht. Ich muss jedoch bemerken, dass ich nicht von der gegenwärtigen Nation rede, die aus der neuern Schule hervorgegangen, nicht mehr so sehr an dem Alten hängt, sondern von denen, die ausser ihrer Dorfschule keine andere besuchten. Die Eitelkeit und der Ehrgeiz sind so sehr entwickelt, dass der Székler fähig ist, Alles zu opfern, was unter den heutigen Verhältnissen und bei einem so armen Volke beinahe lächerlich ist. Der Grund hievon liegt jedoch darin, dass diese Eigenschaften ihm zum Ruhme gereichten, die der Sohn vom Vater erbt, als die Székler, wie geschichtlich bekannt, ein ruhmsüchtiges, stolzes und tapferes Volk wurden. Und als später die Zeitverhältnisse

sie vom Felde des Ruhmes verdrängten, zeigte man ihnen durch Belehrung nicht die Bahn, auf der sie von nun an weiter schreiten sollten. Ferner ist zu erwähnen, dass sie oft mit den Walachen verkehren, die sie an Kraft, Fleiss, Reinlichkeit, Verstand um hundert Perzente zu übertreffen sich dünken, was ihre Selbstzufriedenheit und Eitelkeit umso mehr nährt. Wohl hätte in der Beziehung der Sachse ihr Vorbild sein können, aber diesen halten sie in der Politik für so wankelmüthig, in der Opferwilligkeit für so knauserig, dass sie es unter ihrer Würde halten, ihnen nachzuzahlen.

Wie jede Nation verarmt, die der Eitelkeit fröhnt, so auch der Székler: er verschwendet ohne Grund, oft nur zum Scheine; wer seiner Eitelkeit schmeichelt, den bewirthe er, Fremden aber kann auch er schmeicheln.

Die Gemüthstimmung des Széklers ist heiter, er findet Vergnügung an geselligen Schmausereien, denen er ebenfalls grosse Opfer bringt — aus Eitelkeit, die sogar in Freundes Kreisen Mode geworden. Auch heutzutage ist der Székler eitel und ehrsuchtig, die Folge hievon ist, dass er reizbar ist, sich leicht beleidigt fühlt und dann wie ein Sturm wüthet, aber, da er ein gutes Herz hat, keine Rache nimmt und sich versöhnt, wenn die Beleidigung keine Ehrensache involvirt, — im letzten Falle ist er ein unbeugsamer Feind.

Im Gefühle seines Rechtes gibt er seine Sache nicht auf, auch wenn sein Vermögen, seine Stellung darüber verloren ginge, bis nicht das höchste Forum das Urtheil gesprochen, obwohl er zuweilen nicht Recht hat, sondern nur in seiner Halsstarrigkeit es als seine Ueberzeugung ansieht. Er ist prozesssüchtiger Natur. Unter einander sind die Székler streitsüchtig, dem Fremden gegenüber sind sie Eins. Das Mein und Dein ist ihnen wohl bekannt. Diebstahl, Betrug und Lüge halten sie für abscheuliche Vergehen und verachten den Straffälligen.

In der Gastfreundschaft ist der Székler überschwänglich, worüber Kővári sich also äussert: „Der Ungar bewirthe seinen Gast gutherzig, der Székler macht ihn mit seiner Gutherzigkeit krank.“

Wenn ein Armer auf einen Reichen einen Groll hat, so nimmt er nicht selten gemeine Rache an ihm auf die Art, dass er ihm das Getreide anzündet, um dessen Vermögen und Stolz zu brechen.

Der wohlhabendere Theil des Székler Volkes lässt die Kinder nicht in dem Grade ausbilden, wie er es sollte und könnte. Der Grund hievon liegt darin, dass der Vater nur an sich und an die Gegenwart denkt und seine Kinder bei der Wirthschaft als Dienstleute benützt, indem er denkt: „auch sein Sohn kann leben, wie sein Vater gelebt hat.“ Für öffentliche Aemter werden nur Kinder vermögloser Eltern ausgebildet. Ich habe von den Székclern viel Gutes und Schlechtes mitgetheilt, aber ich kann nicht umhin, auch der Aristokratie der Székler zu erwähnen. Es gibt Geld-Aristokraten (jedoch nur wenige) und Verstandes-Aristokraten, aber ich glaube nicht, dass es auf der Welt deren noch mehr gebe, (der geringen Anzahl entsprechend) bei denen, keine Kategorie ausgenommen, die aristokratischen Gefühle auf solch tyrannische Weise sich äussern würden, wie bei den hiesigen.

4. Die Religion der Székler, Székler Sabbatianer. Sagen.

Im Bezug auf Religion sind die Székler röm. kath., reformirt, unirt und Sabbatianer. (Eine Gattung Juden.) Die Röm. Katholischen wohnen in grösserer Anzahl nahe dem Hargita-Gebirge z. B. im Csíker und Gyergyóer Thale, im nördlichen Háromszéker und an den Quellen der beiden Kockeln, somit in den rauhesten Gegenden des Székler Landes. Die Unitarier wohnen in den Thälern der Flüsse Homoród und Nyikó. Die Reformirten wohnen auf der Háromszéker Ebene, im untern Thale der Aluta und in den mildesten Theilen des Westlandes vom Hargita-Gebirge. Die Sabbatianer wohnen ebenfalls im westlichen Theil des Székler Landes zwischen den Flüssen Gr.- und Kl.-Kockel, gegenwärtig nur noch in Bözöd-Újfalu.

Das religiöse Gefühl der Székler ist sehr ausgebildet; aber gegen die Verschiedenheit der Zeremonie, ausgenommen die Bergbewohner, sehr gleichgültig. Der Eine geht in die Kirche des Andern. Zuweilen giebt es drei Sekten in einem Dorfe, aber nur Eine hat eine Kirche, welche alle besuchen, nur der Sakramente werden sie nach der eigenen Religion theilhaftig. In Religionssachen sind sie sehr tolerant; sie sind wohl prozesssüchtig, aber in einen religiösen Disput lassen sie sich nicht ein. Wenn zwei Székler sich begegnen, so fragen sie einander Alles aus, sagen einander Alles, nur von ihrer Religion schweigen sie. Wenn der Székler um seine Religion gefragt wird, so

antwortet er: „Ehrlichkeit ist meine Religion, übrigens höre ich zu Hause den reformirten u. s. w. Pfarrer an.“

Der Glaube und die Zeremonien der Sabbatianer wird so sehr geheim gehalten, (da sie nicht konzessionirt sind), dass auch die Nachbarn nicht Alles wissen können. Dazu kommt noch, dass jeder, der in die Sekte eintritt, einem Probejahr unterworfen wird; während dieser Zeit theilt man ihm die Religion mit, weihet ihn in die Geheimnisse ein und nur nach Ablauf des Jahres wird er aufgenommen. Wenn er keine Lust hat einzutreten, so wird er dazu nicht gezwungen, muss aber unter so schrecklichen Verwünschungen schwören, das Geheimniss zu bewahren, dass man hievon gar Nichts erfahren kann. Wenn auch nicht Alles, aber etwas wissen wir doch von dieser geheimnissvollen Sekte, was ich aus der Beschreibung des Br. Orbán hiemit mittheile.

Die Zeit und die Umstände der Entstehung der Sabbatianer sind in Dunkel gehüllt. Um die Zeit von 1600—1615 erschienen sie in grösster Anzahl, als Simon Pécsi in Ungnade fiel, in das Székler Land kam und ungefähr 70 Dörfer den Reformirten und Unitariern abwendig machte. Pécsi schrieb für sie ein Gesang- und Gebetbuch, unterrichtete 12 Knaben und machte sie wie die 12 Apostel zu Verbreitern der neuen Lehre. Als 70 Dörfer den neuen Glauben angenommen hatten, bat Pécsi im Jahre 1638 auf dem Landtag zu Deés die Gleichberechtigung dieser Sekte. Der Landtag hingegen brachte strenge Massregeln wider sie, um ihre Verbreitung zu verhindern. Nach dem Tode Pécsi's (ihrer Meinung nach starb Pécsi in Konstantinopel), den die Sekte als Märtyrer verehrt und dessen Geschichte jedes Kind weiss, kehrten sie zum Scheine, da sie die Strenge des Gesetzes fürchteten, zu anderen Konfessionen zurück, aber zu Hause befolgten sie ihre geheimnissvollen Zeremonien. Deshalb schickte Maria Theresia (1750) bewaffnete Priester zu ihnen, welche die Kirchen der Unitarier, in die die Sabbatianer gingen, wegnahmen und binnen einem Jahr einen grossen Theil von ihnen bekehrten. Im Jahr 1781 verloren viele ihr Vermögen wegen ihres Glaubens. Auch in den Jahren 1817 und 1827 wurden sie stark verfolgt, wo viele lieber in die Moldau, Walachei oder Türkei auswanderten, als ihren Glauben zu lassen. Ganze Dörfer blieben ohne Einwohner. Jetzt sind ihrer wenige, aber auch diese halten fest an ihrem Glauben. Zum Scheine besuchen sie auch heute die Kirchen anderer Konfessionen, lassen taufen, trauen, begraben, beobachten aber

dabei auch ihre Zeremonien und betrachten nur die ihrigen als gültig.

Die Sabbatianer werden beschnitten, feiern den Samstag (Sabbat); essen nur Fleisch solcher Thiere, welche der Rabbiner schlachtete; kochen und rauchen am Samstag nicht und machen schon am Freitag nach Sonnenuntergang Feierabend. In der nach Osten gerichteten geheimen Kammer ihres Hauses begehen sie ihre geheimnissvollen Zeremonien, deren Wesen sie Niemandem verrathen. Hier bewahren sie ihre Abzeichen und zeremoniellen Bücher auf. Jesum halten sie für den Gottgesannten, aber als solchen, der seine Aufgabe nicht erfüllte, und deshalb erwarten sie, wenn es donnert, betend und singend beim offenen Fenster den wahren Messias, so wie die Juden.

Die Rabbiner dürfen ihren Bart nicht scheren. Sie beschäftigen sich, wie die übrigen Székler, mit Ackerbau. Im Ganzen genommen sind sie gebildeter, als die übrigen Székler, denn bei ihnen muss jeder lesen und schreiben können. Die benachbarten Székler hassen sie nicht, im Gegentheil sie schätzen und ehren sie als sehr fleissige und charaktervolle Leute; sie indessen fühlen sich mehr zu den Juden hingezogen, während letztere sie wegen der gemischten Zeremonien nicht gern sehen. Die Sabbatianer halten überhaupt nur die Juden für das auserlesene Volk Gottes.

Die Székler insgesamt begehen ihren Gottesdienst sehr pünktlich; auch gibt es einige, die irgend einen wichtigen Tag als ihren eigenen Tag mit Gottesdienst feiern; z. B. Kis-Galambfalva braunte im Jahre 1830 ganz nieder; am Jahrestag des Brandes gehen sie in die Kirche und beten, dass Gott mit einem solchen Unglücke sie nicht wieder heimsuche. In Alsó-Rákos feiern sie seit 1848 ein Denkfest zur Erinnerung an die Aufhebung der Robott. Religiöse Gefühle leiten auch das sittliche Betragen des Volkes.

Die Székler lieben die Sagen und es gibt vielleicht kein Dorf, wo das Volk nicht mehrere Sagen kennen würde, die vom Munde zu Munde gehen. Gegenstände dieser Sagen sind meistens böse Leute, Tyrannen, die gerechte Strafe erleiden, oder Helden, die würdigen Lohn empfangen.

Eine solche Sage *) handelt von der Gründung Deés-

*) „Die Beschreibung des Székler Landes“ (Székelyföld leírása) von Br. Orbán enthält sehr viele Sagen, von denen ich folgende auswählte.

falva. Das Dorf stand nämlich dort, wo heute der Teich auf der Agyagfalver (spr. adjagfalwer) Wiese sich befindet, weil aber die Bewohner unmoralisch wurden, versank es, und manchmal um Mitternacht ertönen auch heute noch die Glocken des versunkenen Dorfes. Einige gutgesittete Leute retteten sich, darunter auch Einer Namens Deés, und dieser gründete das heutige Deésfalva. Es ist anzunehmen, dass am ersten Orte das Dorf mehreremal übersehwemmt und daher verlassen wurde; der Glocke aber wird in der Sage deshalb Erwähnung gethan, weil man sie bei Gelegenheit eines Feuers oder einer Uberschwemmung als Signal läutet. In der Nähe des Dorfes Bágy (Baadi) ist eine Burgruine, von der die Sage Folgendes erzählt:

Der Burgherr war ein reicher und grausamer Tyrann, ebenso seine Tochter. Der Tyrann quälte das Volk; seine Tochter verführte die Jünglinge des Volkes nur deshalb, damit ihr Vater habe, Jemanden zu morden. Aber der Himmel konnte nicht lange diese Gottlosigkeit ertragen und liess einst in einer dunkeln, stürmischen Nacht die Burg durch die bösen Geister zerstören, den Tyrannen aber in Stücke zerreißen und den Vögeln vorwerfen. (Geschichtlich wird die Zerstörung der Burg den Tataren zugeschrieben.)

Im Klein-Kockel-Thale stand bei Parajd auf einem Trachytfelsen ebenfalls eine Burg. Die Sage nennt sie die Burg der Rabson (spr. Rabschon) und weiss sehr viel von ihr zu erzählen. Diese Burg erbaute die Rabson, die Königin der Feen, mit Zauberkraften; eine Katze und ein Hahn trugen das Material so hoch hinauf. Die zweite Hälfte der Sage erzählt die Schlaueit der Rabson; sie kaufte nämlich vom Teufel einen Zauberweg, der aus der Burg in gerader Richtung bis Torda führte; für diesen Weg versprach sie dem Teufel einen Berg von Gold und ein Thal voll Silber. Auf diesem Wege fuhr sie mit ihren Zauberpferden so schnell, dass sie Sonntags noch zu rechter Zeit in Torda in die Kirche kam, wenn sie beim ersten Läuten noch zu Hause war. Der Teufel wartete auf seine Zahlung, aber sie wich immer aus. Einst liess der Teufel sie nicht aus und Rabson drückte ihm einen goldenen Ring und einen silbernen Thaler in die Hand. Darob gerieth der Teufel so in Zorn, dass er den Zauberweg zerstörte. (In der Richtung der Burgen waren um das Széklerland herum Dämme und auch von dieser Burg erstreckt sich ein solcher gegen Westen und dieser soll der Zauberweg gewesen sein.)

Ebenfalls im Klein-ockel-Thale nahe am Hargita-Gebirge steht eine Ruine, namens Tartodvár, (Burg Tartod), von der die Sage sehr ausführlich erzählt:

Als einst ein Hirtenknabe, der unter seinen Kameraden der kühnste war und selbst mit Bären den Kampf aufnahm, seine Ochsen suchte, begegnete er drei fremden Männern. Diese lockten ihn hinauf in die Burg und dort zeigten sie ihm ein Loch und sagten: da unten sind grosse Schätze; wir lassen dich an einem Strick hinab; fülle deine Taschen und, wenn du den Strick schüttelst, ziehen wir dich herauf und theilen die Schätze. Der Knabe ging darauf ein und wurde hinabgelassen. Bald kam er in einen hell glänzenden Saal, den drei, an Goldketten gebundene Diamanten erleuchteten und in welchem schöne, blonde Feen sangen und tanzten. Eine Zeit lang unterhielt sich der Knabe mit ihnen. Als er den Saal verlassen wollte, um sich umzusehen, führten ihn die Feen zu einem grossen Steine und sagten: „Unter diesem Steine ist das Schwert des kriegesischen Irnák, wenn du es hervorziehen kannst, nimm es mit, du kannst es benöthigen.“ Der Knabe zog es hervor, schnallte es um und entfernte sich. Da kam er zu einer Burg von Kupfer, an einem ihrer Fenster sass eine Frau und stickte. Diese fragte ihn: „wie kommst du her, mein Sohn, wo noch nie ein Mensch war?“ — „Bist doch auch du hier“ — antwortete der Knabe. „Ach! lieber Sohn, mich hat der fünfköpfige Drache geraubt, komm herauf, plaudern wir ein wenig, jetzt essen und trinken die Drachen da drinnen.“ — Der Knabe ging hinein. — Auf einmal kommt ein Drache mit grossem Geräusch. — Der Knabe versteckt sich hinter den Ofen. — Der Drache begann zu wittern und mit einer Stimme, dass die Burg erdröhnte, fragte er: „Was für ein Adamgeruch (Menschengeruch) ist hier?“ „Mein kleiner Bruder kam mich besuchen“ sagte zitternd die Frau. „Komm' heraus, Schwägerchen, iss mit mir —“ sagte der Drache und legte ihm einen Kuchen aus Stahl gebacken vor. „Iss das, sonst wenn du es nicht issest, so fresse ich dich auf“ — sagte der Drache. Hierauf griff der Knabe zum Schwerte, das sogleich von selbst aus der Scheide fuhr. Er hieb auf den Drachen und schlug ihm auf einmal vier Köpfe ab. Hierauf begann der Drache zu bitten, er möge ihm doch den fünften Kopf lassen, dafür schenke er ihm alle Schätze. „Aber wie soll ich sie mitnehmen?“ — fragte der Knabe. „Nimm diese (Kupfer-

ruthe) Metallruthe und berühre sie damit. Der Knabe that so und die Burg verwandelte sich in einen kupfernen Apfel, den er in den Tornister steckte. Hierauf schlug er auch den fünften Kopf des Drachen ab, denn aus diesem wären, wie die Frau versicherte, die übrigen wieder hervorgewachsen. Dann zog er mit der Frau weiter. Nun gelangten sie zu einer silbernen Burg, hier erging es dem Knaben ebenso mit einem sechsköpfigen Drachen. Den silbernen Apfel steckte er ein und ging mit beiden Frauen weiter. Hierauf gelangten sie zu einer goldenen Burg. Hier hatte er es mit einem achtköpfigen Drachen zu thun und steckte auch den goldenen Apfel ein. Die Frauen bedankten sich beim Knaben für ihre Rettung. Er führte sie zum Strick, band sie an und die drei Fremden zogen sie hinauf. Die letzte der Frauen schäckerte mit ihm so lange, bis er ihr die Aepfel gab. Als die Reihe an ihn kam, band er einen Stein an den Strick, um zu erfahren, ob die Fremden es ehrlich mit ihm meinen; als sie aber den Stein zur Hälfte gehoben hatten, liessen sie los und der Stein fiel sammt dem Stricke in die Tiefe. Der Knabe war jetzt betrübt, dass die, die er errettete, ihn so arg betrogen. Er zog in einen Wald. Auf einem Baume im Walde zwitscherten junge Vögel; der eine von ihnen sagte: verstecken wir ihn, denn er tödtete die Drachen. Sie hatten aber keine Zeit mehr dazu, denn ihre Mutter, so gross wie ein Büffel, kam angeflogen und verschlang ihn sogleich. Hierauf baten die Jungen ihre Mutter, den Knaben zu retten, denn er tödtete die Drachen und so rettete er auch sie. Der Vogel gab ihn heraus und sprach zu ihm: „Weil du uns soviel Gutes erwiesen hast, unser Geschlecht vor Verderben bewahrtest, führe ich dich an die Oberwelt. Sieh! dort ist ein Büffel, tödte ihn; schneide die Haut in zwei Theile, den einen fülle mit Fleisch, den andern mit Wasser und wenn ich auf die Seite schaue, so reiche mir aus dem einem, und wenn auf die andere, so aus dem andern. Der Knabe packte schnell zusammen und setzte sich auf den Rücken des Vogels, dem er pünktlich auf die Zeichen Fleisch und Wasser reichte. Das Fleisch war verzehrt und der Vogel gab ein Zeichen zur Fütterung; da schnitt der Knabe ein Stück aus seinem Schenkel und gab es ihm. Hiemit gelangte der Vogel an die Oberwelt. Als er die Bürde ablegte, fragte er den Knaben: „Was für Fleisch war das letzte Stück?“ Der Knabe erzählte, dass es aus seinem Schenkel war. „Nun, danke Gott, dass du uns soviel Gutes erweisen konntest,

denn dein Fleisch ist so gut, dass ich dich wieder verschlingen möchte.“ Der Vogel flog weg; auch der Knabe gelangte nach Hause, war aber der Schätze wegen sehr bekümmert, besonders aber wegen des Zauberschwertes.

In solcher Gestalt äussert sich die Phantasie, die Poesie bei den Székclern über Dinge, die sie nicht erfassen.

5. Einrichtung der Székler Häuser und Gehöfte; Gebräuche, Nahrung, Kleidung.

Die Form der Székler Gehöfte ist grösstentheils ein längliches Viereck, an dessen einem Ende, welches an der Strasse liegt, dem Gehöfte entlang das Haus steht. Vor dem Hause bis an die Strasse ist ein Gärtchen, oft nur einige Meter lang, in welchem Flieder-, Lilien-, Rosen-Sträucher und andere wohlriechende Pflanzen gezügelt werden. Das Blumengärtchen ist vom Wege durch einen Zaun abgeschlossen, an dessen äusserer Seite unter dem Dachvorsprung eine Bank angebracht ist, auf der an Feiertagen Jung und Alt zum gemüthlichen Plausche Platz nimmt. Mitten im Gehöfte führt nach hinten ein Hof, der ein Flügelthor hat. Das Thor hat eine Front und ein Dach. Die Front ist mit grellfarbigen Schnitzereien geziert, an denen gewöhnlich die Tulpe deutlich zu erkennen ist, zuweilen auch Thiergestalten z. B. Hirsche, Schlangen. Die Mitte der pittoresken Front trägt die Inschrift: Mit Gottes Hilfe erbaut von N. N. und seiner Frau XX. am 6. Juli 1870. Auf der Front ist zuweilen auch ein Taubenschlag errichtet. Der untere Theil des Thores ist aus Brettern, aber der obere ebenfalls aus pittoresken Latten verfertigt. Die Grösse und Zierlichkeit des Thores verräth den Rang und Reichthum der Familie. Hinter dem Thore, also dem Hause gegenüber, befindet sich aus Latten verfertigt ein Verschlag für Kukuruz (türkischer Weizen, Mais), und daneben ein Backhaus. Hinter dem Hause ist ein freier Raum von 5—6 Meter Tiefe, der den eigentlichen Hof bildet. Hier befindet sich der Brunnen mit hohem Schwengel; hier ist der Holzschober u. s. w. Rückwärts im Hofe, an der Seite des Gehöftes, an welchem das Haus steht, befindet sich der Stall, gewöhnlich mit einem Schoppen verbunden. Hinter dem Stall ist wieder ein freier Raum, der erste Scheunengarten, der vom Hofe abgesondert ist; dort befinden sich die Stroh- und Heuschober. Die Scheune ist ganz in der

Quere gestellt, nämlich dem Hofe gegenüber, und mit nur einem Thore. Hinter der Scheune ist ein Gemüse- oder Obstgarten bis an das Ende des Gehöftes. Diese Einrichtung ist natürlich dort, wo die Gestalt des Gehöftes eine andere ist, auch eine andere, den Anforderungen der Oertlichkeit entsprechende. Bei derartiger Einrichtung der Gehöfte berühren sich die Scheunen ganzer Gassen, die nun eine Reihe bilden und bei Feuersgefahr insgesamt abbrennen. So sind auch die Häuser nur durch schmale Höfe von einander getrennt.

Treten wir nun in das Haus eines Székler Landmannes! — Da das Haus längs dem Gehöfte erbaut ist, so ist der Eingang nicht in der Front, sondern an der Seite gegen den Hof. Wenn man eintritt, befindet man sich in einem Flur, von dem mehrere Thüren führen. Gegen die Strasse tritt man in das „Gasthaus“ (anstatt Zimmer gebraucht man hier das Wort „Haus“), welches sehr geräumig ist. Zwei Fenster öffnen sich auf die Gasse, eines auf den Hof und rückwärts ein Guckloch auf das Gehöfte nebenan. Wenn man aus dem Flur nach rückwärts geht, so gelangt man in das rückwärtige Zimmer, welches kleiner ist; das eine Fenster geht auf die Scheune, das andere auf den Hof. Gegenüber dem Eingange in die Vorhalle befindet sich die Thür eines kleinen Zimmers, das man als Kammer, als Magazin von Wirthschaftsgeräthen u. s. w. benützt. Im Flur steht eine Leiter, die auf den Boden führt. Auch befindet sich daselbst eine Fallthür, durch die man auf Treppen in den Keller gelangt. Den vordern Theil des Hauses umgibt ein vom Dachvorsprung geschützter Gang. Das Haus ist je nach Umständen aus Holz oder Stein erbaut, mit Stroh, Schindeln, Brettern oder Dachziegeln gedeckt. Bei ärmeren Leuten fehlt das rückwärtige Zimmer. Das Haus des ganz Armen besteht aus einem offenen Flur und einem Zimmer. Im Flur hält er das eingesammelte Getreide, seine Ziege u. s. w. Die Möbeln sind ebenfalls originell; längs der Mauer sind lange Bänke mit Rücklehnen, auf denen die Tulpenzeichnungen einen unentbehrlichen Bestandtheil bilden. Unter dem Sitze ist ein Raum, der als Lade benutzt wird. Ferner ist im Zimmer ein mit Tulpen gezierter Tisch, ein in die Ecke gestellter Kredenz Tisch, ein sehr hohes Bett, auf dem die nichtzugedeckten, reich gestickten Pölster bis an die Decke reichen. In diesem Bette schläft der liebwerthe oder hochgeachtete Gast. Im rückwärtigen Theil des Zimmers neben der Thüre steht

der Ofen, der auf vier Füßen steht und aus reich gezierten Kacheln besteht; er ist so lang und breit, dass Nachts mehrere darunter zu schlafen pflegen. Den untern Theil des Ofens — die Heizung — nennen sie „pestalja“ (etwa Ofenfond), wo das Feuer frei brennt, wie auf einem Herde; der Plafond fängt nun den Rauch auf, der nicht durch einen Rauchfang, sondern nur durch eine Röhre, und nicht über, sondern unter das Dach auf den Boden geleitet wird. Dieser Ofen nimmt die Hälfte des Zimmers ein. Ausserdem sieht man in mancher Gegend verzierte Geschirr-Rechen (Ricken) und Tellerrahmen an den Wänden, auf die man reich bemalte Krüge, Schüsseln und andere bunte und glänzende Gegenstände hängt und legt. Im rückwärtigen Zimmer, wo man isst und schläft, sind Tische, Bänke, Rechen und Betten nur aus weissem Holze verfertigt.

Im Gehöfte wohnen zuweilen die Eltern mit den verheiratheten Söhnen zusammen, solange die Eltern die Wirthschaft und die Haushaltung führen und leiten, bis sie nicht ermüden. Das Holzen, das Pflügen und andere schwerere Arbeiten verrichtet der Mann, während das Behauen, die Ernte, das Heumachen mehr die Weiber besorgen. Im Winter thun die Männer nichts Anderes, als höchstens das Vieh besorgen, und vorbringen daher 5—6 Monate so zu sagen mit Nichtsthun, während sie doch auch im Winter Etwas verdienen könnten, wenn sie Gelegenheit hätten ihre Handarbeiten zu verwerthen. Die Weiber spinnen und weben im Winter. Die ärmere Klasse bekommt gar keine Arbeit im Winter und somit keinen Verdienst; da die Leute aber essen und sich kleiden müssen, verschulden sie sich bis zum Frühjahr derart, dass sie bei der grössten Kraftanstrengung nur die Schulden des verflossenen Winters abtragen können. Deshalb sind die Aermern nie ganz frei. In manchen Gegenden zeigt sich wohl der Anfang einer Haus-Industrie, wo sie auch im Winter Arbeit bekommen z. B. in Székely-Keresztúr und Sztás-Körös, wo man Siebe verfertigt, in Bágy (Badj), wo man Thon- und Holzgefässe macht; diese Gegenstände bilden aber wegen ihres primitiven Charakters keinen Ausfuhrartikel und deshalb beschäftigen sich nur sehr Wenige damit. In neuerer Zeit versucht man an mehreren Orten, durch Errichtung von Industrie-Schulen diesem Uebelstande abzuhefen.

Die Nahrung ist je nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommer pflegt man je nach der Quantität täglich

3—4-mal zu essen und zwar einmal Fleisch, sonst Hirse und Gemüse. Im Winter isst man täglich 1—2-mal.

Unter den Speisen ist die Puliszka sehr verbreitet, ein Brei aus Kukuruzmehl, der ohngefähr so hart ist, wie frisch gebackenes Brot, und mit Milch oder Schafkäse genossen eine schmackhafte und nährnde Speise abgiebt. Der Kukuruz wird so gemahlen, wie der Weizen. Um Puliszka zu kochen, nimmt man einen Topf mit breiter Oeffnung, füllt ihn zur Hälfte mit Wasser und lässt dies aufkochen; hierauf schüttet man ohngefähr zwei Drittel des Wasserquantums Kukuruzmehl hinein, rührt es aber nicht um. Demzufolge bildet sich ein in der Mitte des Wassers schwimmender Mehlkloss, um welchen herum das Wasser brodet. So lässt man es eine halbe Stunde lang kochen, dann wird es mit einer Walze zu einem Teig zusammengerührt, wobei er mit kochenden Wasser nach Belieben verdünnt wird. Man giebt ihm die Form eines Brodlaibes, stellt es auf 5 Minuten ans Feuer zurück, nimmt es dann heraus, schneidet es in Schnitten und genießt diese mit Milch. Wenn man sie mit Schafkäse geniessen will, so wird der Teig zu einem zolldicken Kuchen ausgemangelt und mit Käse stark bestreut, schnell zusammengerollt, demzufolge der Käse im heissen Teig schmilzt und das Ganze fett macht. Die Puliszka ist eine so sehr verbreitete, billige und allgemein beliebte Speise, dass sie oft auch auf den Tisch der Mittelklasse, ja sogar der Magnaten gelangt. Wenn der Székler auf Reisen geht, führt er den Kochtopf, den Rührlöffel und in einem Tornister das Mehl mit sich und bereitet sich auf dem Felde selbst sein Mahl. Fester gekocht wird sie als Brot zu jeder Speise genossen. So geniessen sie auch die Siebenbürger Walachen und Sachsen.

Die Ursache der allgemeinen Verbreitung der Puliszka liegt darin, dass der Kukuruz (Mais) besser gedeiht, als Weizen und Korn, ferner auch darin, dass das Kukuruzmehl ausgiebiger ist. Eine zweite allgemeine Speise bilden die Kartoffeln in mannigfaltiger Zubereitung. Der Fasching ist das Essen betreffend eine Festzeit. Dann schlachtet man in jedem Hause Schweine; jeder hat mehrere hundert Stück Krautköpfe, die eingesalzen werden, und dann genießt man die Speisen so fett, dass, wer es sieht und nicht gewohnt ist, so zu essen, sich ekeln muss. Wenn man aber sieht, wieviel Brot, Puliszka, Kartoffeln bei der vielen Arbeit verzehrt werden, dann wird der Verbrauch von der übergrossen Menge Fett nicht als

Geschmacklosigkeit, sondern als natürliche Nothwendigkeit erscheinen. Doch nicht blos zur Faschingszeit, auch an Sonn- und Feiertagen geniesst man fette Speisen. Familien-Zusammenkünfte finden mehr im Winter statt. Das Getränk der Székler ist Branntwein (Wein selten), den bisher jede gute Hausfrau selbst brannte, jetzt aber wegen des neuen Steuergesetzes nicht mehr häuslich erzeugen kann. Wenn der Jüngling sich um ein Weib umsieht (auf Brautschau geht), so ist es seine Hauptaufgabe, zu erfahren, ob das Mädchen gute Puliszka kochen, Nudeln schneiden und Branntwein brennen kann. Die jungen Familienmitglieder müssen Sonntag Vormittags in die Kirche gehen, Nachmittags sind sie frei und unterhalten sich meistens auf dem Tanzplatz.

Im Hause des intelligenten Széklers gleichen Speise und Trank mehr denen des Ungars, nur sind sie im Allgemeinen fetter. Die Sonn- und andern Feiertage feiert er nicht nur mit Kirchengehen, Ruhe, Wohlleben, sondern auch in der Kleidung. Die Kleidung der Männer besteht in einem grauen Oberrocke, weissen Hosen, Stiefeln, im Winter in einer Lammfellmütze, im Sommer in einem schwarzen ordinären Hut aus Wolle. Rock- und Hosenstoff wird zu Hause aus Schafwolle gewebt. Die Kleidung der Frauen besteht im Winter aus einem eng anschliessenden kurzen Oberkleid, im Sommer aus einer weiten Joppe. Ihre Röcke reichen bis zu den Knöcheln. Ihre Kopfbedeckung ist ein Tuch, im Sommer ein selbst geflochtener Strohhut; die Mädchen gehen baarhaupt mit herabhängendem, band-durchflochtenem Haare. Sowohl die Frauen, als auch die Mädchen tragen Schürzen. Auch die Kleider der Frauen sind meistens aus selbstgewebtem Zeuge gefertigt, von Farbe grösstentheils dunkelroth oder blau. In neuerer Zeit beginnt der Kattun das Hausgewebe zu verdrängen, da er billiger ist.

Gegenwärtig wird in Sepsi-Sz.-György (Schepschi Szent-Djördj) eine Wirkerei Schule und Werkstätte errichtet, um die Székler-Industrie zu heben.

6. Das gesellige Leben der Székler, ihre Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen.

In den Székler Gemeinden stehen alle Familien in näherer oder weiterer Verwandschaft, da sie selten aus fremden Dörfern heirathen. Sie leben in Blutsverwandt-

schaft, aber die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Gerichtspflege besorgen meistens ihre Vorgesetzten, deren Urtheil ihnen maassgebend ist, wenn sie nämlich durch deren guten Rath überzeugt werden. Bei ihren geselligen Zusammenkünften halten sie oft Tanzkränzchen ab, welche zwar die jüngeren Leute arrangiren, an denen aber auch die Alten theilnehmen, die durch ihr würdiges Benehmen oft die unbändigsten Ausbrüche der Jugend hintanhaltend. Bei solcher Gelegenheit erzählen sie ihre Jugendstreiche und Unterhaltungen, die die Jugend nachzuahmen bestrebt sich.

Wer unter ihnen den ersten Vorrang abgerungen, den achten sie, und geschieht dies auch auf intellektuellem Gebiet, so ordnet dieser die Angelegenheiten aller Familien im Dorfe und auch die des Dorfes selbst. In allen Familien- und sozialen Angelegenheiten wird er um Rath gefragt. Solche gesellige Zusammenkünfte halten sie bei Gelegenheit jeder Hochzeit ab, an der fast das ganze Dorf theilnimmt. Besonders bei solcher Gelegenheit zeigen ihre Achtung vor den Gelehrten. Diese müssen überall zugegen sein und den intellektuellen Theil der Zeremonien verrichten; da es ihre Aufgabe ist, das junge Ehepaar in Reimen zu beglückwünschen, zu verabschieden und ihm den Segen zu ertheilen, so sind sie meistens so trefflich vorbereitet, dass man darüber erstaunen muss. Die Hochzeitsgebräuche werden in manchen Gegenden mit sehr viel Zeremonien begangen, während sie an andern Orten schon bedeutend abgenommen haben. Sehr merkwürdige Hochzeiten werden in Oroszhegy (spr. Oroszhedj) im Komitat Udvarhely (Udwarhely)*) abgehalten, die folgenden Verlauf nehmen:

Bei der Verlobung werden Ringe oder Tücher gewechselt und zugleich wird der Tag der Hochzeit bestimmt. Acht Tage vor derselben hält man eine Zusammenkunft ab, die man „sirató“ (das Begreinen — Abschied von der Jugend) nennt. Den Abschied feiern die Brautleute zusammen, wenn sie in einem Dorfe zusammen leben, sonst getrennt. Zum Abschiede ruft man das ganze Dorf. Gewöhnlich erscheinen auch Viele, die dem jungen Paare Geschenke bringen. Nach der Uebnahme derselben beginnt der Tanz, während dessen das junge Ehepaar von der Jugend und von den gewesenen Jugendfreunden Abschied nimmt. Acht Tage später wird in kleinerem Kreise die Hochzeit gefeiert. Nach der Trauung geht der

*) Br. Orbán „Beschreibung des Székler Landes.“

Hochzeitsbitter zu den Hochzeitsgästen und ladet sie mit folgenden Worten zur Hochzeit ein:

„Der im Komitate Udvarhely, in der Gemeinde Oroszhegy wohnende N. N. hat Euch vor 8 Tagen zur Ehrenbezeugung seines lieben Kindes eingeladen; heute lässt er durch mich Euch daran erinnern und erwartet Euch Nachmittags um X. Uhr.“ Zur bestimmten Zeit erscheinen die Hochzeitsgäste im Hause des Bräutigams; die Männer paarweise zu Pferde, an ihrer Spitze der Hochzeitsvater und der Brautführer (der intelligenteste der Gesellschaft). Die erste und zweite Brautjungfer (Kranzeljungfer) fahren auf Wagen unter Musik, Schiessen und Jauchzen in die Nähe des Hauses der Braut, wo sie stehen bleiben und zwei Gratulanten im Voraus senden, die bei der Braut folgendermaassen vorsprechen: Gott gebe Euch einen guten Tag, meine Herren und Frauen! Wir freuen uns, dass Gottes heilige Majestät Euch am heutigen Tage Freude bereitet hat, und wir wünschen auch fernerhin, dass Gott die Väter und Mütter dieser Versammlung glücklich mache; den Verwandten zur Freude, Gottes heiligen Namen zu Lobe, den Neuverbündeten zur Unterhaltung und zum ferneren Seelenheil. Liebe, hochgeehrte Herren! der Beistand hat sich vom Hause losgemacht und ist mit dem Schwiegervater, dem Brautführer und der Brautjungfer unterwegs; er bittet auf einige Stunden Unterkunft, wenn Ihr diese gewähren und ihn durch einen rechtschaffenen Führer herbei holen lassen wollet.“

Die Stellvertreter des Hausherrn, der ebenfalls einer der Gewandtesten ist und „Herausgeber“ (der die Braut herausgiebt) heisst, tritt vor, erwidert den Gruss, betreffs der Unterkunft aber treibt er Neckerei: Woher seid Ihr? Was sucht Ihr? habt Ihr einen Pass? u. s. w. Je pffiger seine Fragen, desto besser. — Die Unterkunft versagt er ihnen, endlich aber weist er sie an den Nachbar, bei dem die Hochzeitsgäste auch einkehren. Bald darauf schickt der Beistand zwei Personen zurück, die sich folgendermaassen vernehmen lassen:

Wir bringen den Herrn in Erinnerung, dass 1) der in dieser löblichen Gemeinde wohnende N. N. sich entschlossen hat, mit Eurer in Ehren erzogenen Tochter in den heiligen Ehestand zu treten; er sie auch sich erbeten hat, die Zeremonien, sowie die Verlobung, Tuch- und Ringwechseln stattgefunden haben; 2) das grösste Fundament der Ehe, die Trauung in der Kirche vor Zeugen, vollführt wurde; 3) erinnern wir, dass die Verwandten

der Brautleute den heutigen Tag für die Hochzeit bestimmt haben, und auch der Herr Beistand seine Einwilligung hiezu gegeben habe, jetzt erwarten wir von Ihnen je früher eine wohlwollende Antwort, wozu Gott helfe.

Hierauf leugnet der Kiadó (Herausgeber), dass die Verlobung, das Ringwechseln und die Trauung stattgefunden hätten, ja sogar vom Hochzeitgeben will er Nichts wissen, bittet sie aber zu warten, bis er sich bei den Verwandten erkundigt haben wird, und wenn dem so sei, wie sie sagen, so wolle er ihnen die Bitte nicht abschlagen. Hierauf gehen die Abgesandten fort. Bald darauf kommt das ganze Gefolge der Freiwerber, tritt vor und bittet in längerer Rede die Braut herbeizuholen, um ihr die gebrachten Geschenke zu zeigen. Hierauf antwortet wieder der Herausgeber, und ist bereit, die Geschenke zu übernehmen. Hierauf lässt er eine alte, gebückte Frau holen und führt sie als Braut vor. Der Freiwerber behauptet, die Braut gut zu kennen, das sei nicht diese, ja er behauptet sogar: wir haben sie auch schon mit unserm Stempel versehen. Der Herausgeber lässt hierauf eine noch ältere vorführen, bis er zum drittenmale die wahre Braut bringt, die der Freiwerber folgendermaassen anspricht: „Frau N. N., Braut des X. X. hören Sie mich an! X. X. schickt Ihnen diese Geschenke, die Sie, wenn sie auch nicht all zu kostbar sind, doch gütigst annehmen wollen, und verspricht von nun an mit mehr Gattenliebe sich gefällig zu erweisen.“ Unterdessen wartet der Beistand noch immer im Nachbarhause. Der Freiwerber erhält hierauf einen Führer, mit dem er sich entfernt. Bis der Beistand ankommt, übernimmt der Herausgeber die Geschenke von den Gästen, als: Löffel, Gabeln, Messer, Töpfe, Federn, Tüchel, Tischtücher, Gläser, Pölster und Geld. Während der Uebernahme kommt unter Flintenschüssen der Beistand mit seinem Gefolge an und erzählt, wie Gott die Welt geschaffen, Adam und an seine Seite aus seiner Rippe die Ewa. Nach Gottes Verordnung hat auch Herr X. X. die N. N. gewählt. Wir aber bitten im Auftrage des Bräutigams die Herren, das neue Ehepaar dem Brautführer und der Brautjungfer zu übergeben.

Hierauf anerkennt der Herausgeber, dass Gott die Ehe gestiftet, aber er gibt keine Antwort, denn diese sei im Töpfchen — wobei er auf ein Töpfchen zeigt, das auf einem 8—10 Meter hohen Baume befestigt ist —, sie mögen es herunternehmen. Nun wird das Töpfchen herun-

tergeschossen. Jetzt kommt das Schiessen an die Reihe. Oft muss der beste Schütze herbeigeholt werden, damit er das Töpfchen für guten Lohn abschiesse, ohne welches nicht fortgegangen werden darf. Endlich wird es abgeschossen, aber auch dann wird die Braut noch nicht herausgegeben, bis nicht einige Fragen des Herausgebers beantwortet werden, etwa folgende: Wer ist das, der geboren, aber nicht gestorben ist? Antwort: Der Prophet Elias. Wer ist einmal geboren und zweimal gestorben? Antwort: Lazarus. Nach der Beantwortung mehrerer dergleichen Fragen bittet der Herausgeber drei Bürgen ins Zimmer, wo die Mitgift der Braut ausgelegt ist und lässt sich versprechen, dass die Mitgift auf Verlangen der Eltern oder Geschwister ohne Prozess zurückgestellt werde, wenn das Mädchen ohne Kinder sterben sollte.

Dann übergibt man die Braut dem Brautführer und der Brautjungfer, die mit den mitgebrachten Kränzen und Blumen ihr den Scheitel zieren, geben ihr ein Tuch um, im Winter einen Pelz, worauf die Zigeuner (Musikanten) eine traurige Melodie zu spielen beginnen, um dadurch den nahen Abschied anzudeuten. Die Melodie wird lustiger und der Brautführer versucht, ob die Braut tanzen kann, ob sie nicht etwa lahm ist. Nach der Tanzprobe tritt er vor und deklamirt im Namen der Braut folgendes Abschiedsgedicht: (Da dies sehr lang ist, theile ich nur einige Strophen davon mit).*)

Ehrenwerthe Versammlung! Männer und Frauen!
Hört mich an, und lasst mich mit Euch sprechen. Die Musik soll jetzt verstummen, auch die Sporen sollen nicht klirren, denn mein Abschied beginnt; ich bitte bis zum Schluss um Geduld. — — — Ich stehe auf der letzten Stufe meines Hierseins und öffne mein Herz, das Abschied nimmt; das Rad meiner Zunge setze ich in Bewegung und erlebe zuerst den heiligen Beistand Gottes.

Hier erzählt er die Schöpfung der Ewa und die Stiftung der Ehe, und dass auch sie ihren Lebensgefährten gefunden hat. Damit sie aber nicht gegen ihre Erzieher undankbar sei, nimmt er von ihnen Abschied:

Mein erstes Wort richte ich an meinen lieben Vater, an meine liebe Amme, die mich erzogen hat, an den

*) Uebersetzer vermochte beim besten Willen nicht, um auch nur halbwegs wort- oder sinngetreu die Uebersetzung wiederzugeben, das Gedicht in vierzeilig gereimten Versen zu übersetzen.

Ernährer meines schwachen Lebens, an den guten Lehrer auf Schritt und Tritt. — — — Gott segne dich für deine Güte, und mögest schon in diesem Leben in solchem Glanze erstrahlen, dass du die Krone des zukünftigen Lebens empfahest, wenn du in den hohen Himmel hinaufgelangst. — — —

Und nachdem er von den Geschwistern, Freundinnen und von der ganzen Gesellschaft Abschied genommen, endet er folgendermaassen:

Nun schliesse ich meine kurze Rede, nimm mich, ich bitte dich, lieber Mann in deine Seele; führe mich dahin, wo mein Gott mein Leben für immer heiligen möge. Amen!

Ein Schauspiel, worin jeder eine schöne, gutgewählte Rolle hat.

Hierauf erfolgt unter Schluchzen der Abschied. Der Brautführer und die Brautjungfer setzen sich mit der Braut auf einen mit 4 Ochsen bespannten Wagen, dessen Joch mit Tulpen geziert ist; die Hörner der Ochsen sind mit Sträusschen geschmückt. Auf einen andern Wagen wird die Mitgift aufgeladen, die bunte Lade u. s. w. So fahren sie fort. Unterwegs treffen sie auf Hindernisse, wo das Lösegeld immer aus Honigbranntwein besteht. Bei dem Hause des Bräutigams angekommen, übergibt man ihm die Braut, die er oben an den Tisch in eine Ecke setzt. Hierauf beginnt der Imbiss, aber die Braut isst nicht, denn ihr hat man einen hölzernen Teller hingestellt, auf den eine Wiege abgemalt ist und fortwährend wird ihr zugerufen; „Ist' gefällig.“ Nach dem Imbiss tanzt der Brautführer mit der Braut einen Rundtanz, dann nimmt man ihr den Kranz vom Kopfe und schleudert ihn weg, zum Zeichen, dass sie schon Frau ist und keine Blumen mehr tragen darf.

Hierauf setzt man sich zum gedeckten Tisch; die Braut übergibt dem Bräutigam das mitgebrachte Geschenk und verspricht ihm, dass sie ihm von nun an mit treuer Gattenliebe zugethan sein wird. Dann nimmt das Essen unter Trinksprüchen seinen Verlauf. Beim Essen langt jeder Gast die mitgebrachten Speisen und Getränke hervor und nöthigt die andern. Nach dem Essen tritt die Köchin ein und weint, dass sie sich die Hand verbrennt habe, hält einen hölzernen Löffel hin, in den man für sie Geld legt. Dann bringt der Hausherr die Geige herbei und auch in diese legt man Geld für die Musikanten.

Gegen das Ende des Essens nimmt der Brautführer einen Teller, und indem er Geld hineinlegt, macht er eine Tour mit der Braut und übergibt jenen einem andern, der ebenfalls Geld dazuthut. Dann beginnt der allgemeine Tanz, der bis Mitternacht dauert.

Am andern Morgen erscheint die Brautmutter, setzt der jungen Frau die Haube auf und man geht in die Kirche, wo der Geistliche sie einsegnet und den Altar umgehen heisst. Später versammeln sich wieder die Verwandten und gehen zum jungen Ehepaar auf Besuch, den sie „Kárlátó“*) nennen und feiern neuerdings eine Nachhochzeit, aus Freude dass kein Schaden geschehen.

Ich war in mehreren Gegenden des Székler Landes bei Hochzeiten, neuerer Zeit hat man aber die Zeremonien besonders bei den Reformirten und Unitariern abgekürzt, so z. B. wird in mancher Gegend der Polterabend und die Schadensschau (kárlátó) weggelassen, und auch die Zeremonien beim Abholen (Ausbitten) der Braut kürzen sie ab. Das Wesen aber ist überall dasselbe. In katholischen Gemeinden hält man noch fest an der oben beschriebenen Hochzeitsfeier.

Merkwürdig ist an manchen Orten auch die Begräbnissfeier. An manchen Orten z. B. wird beim Hinaustragen des Todten in gereimten Liedern seine Lebensgeschichte geschildert, wobei seine Verdienste besonders hervorgehoben werden. An sehr vielen Orten ist es Gebrauch, dass der Kantor alle Abend in das Haus des Todten gehen muss. Am ersten Abend singt man neben dem Todten ohngefähr eine Stunde lang traurige Lieder; am andern Tag singt man bei der Einsargung; beim Begräbniss aber muss der Kantor ein Lied in Versen singen, worin der Todte von allen Abschied nimmt. Ein guter Abschied in Schrift und Gesang ist das beste Rekommandations-Schreiben für den Kantor. Je mehr er zu Thränen rührt, desto mehr ist er werth. In einigen Orten des Klein-Kockel-er Thales hat man von den alten heidnischen Gebräuchen auch das beibehalten, dass eine angesehene Persönlichkeit vor dem Sarge reitet, mit herabhängenden Haaren, (wie man es dort zu tragen pflegt), zu beiden Seiten je ein Jüngling, mit deren Hilfe er einen beflaggten Spiess trägt, den er nach der Beerdigung auf das Grab pflanzt. Die Fahne

*) Etwa: Schadensschau.

ist bei den Jungen weiss, bei den Alten schwarz. Nach dem Begräbniss einen Leichenschmauss zu halten, ist allgemein Sitte.

Schliesslich ist zu bemerken, dass ihre natürlichen und eigenthümlichen Gebräuche durch die raschen Neuerungen derartige Veränderungen erfahren, dass man über Kurz oder Lang nicht mehr erkennen wird, was originell und was angeeignet ist.
